

Christine Ziegler

Anna Konda

Engel der
Finsternis

Südpol

Christine Ziegler

Anna Konda
Engel der Finsternis



Originalcopyright © 2021 Südpol Verlag, Grevenbroich

Autoin: Christine Ziegler

Umschlaggestaltung: Corinna Böckmann

E-Book Umsetzung: Leon H. Böckmann, Bergheim

ISBN: 978-3-96594-103-8

Alle Rechte vorbehalten.

Unbefugte Nutzung, wie etwa Vervielfältigung,
Verbreitung, Speicherung oder Übertragung,
können zivil- oder strafrechtlich verfolgt werden.

Mehr vom Südpol Verlag auf:

www.suedpol-verlag.de

Wieder für Anna



Engel haben Flügel.
Manche strahlen weiß,
andere schillern
tiefschwarz.

Michael und seine Engel erhoben sich, um mit dem Drachen zu kämpfen. Der Drache und seine Engel kämpften, aber sie konnten sich nicht halten und sie verloren ihren Platz im Himmel. Er wurde gestürzt, der große Drache, die alte Schlange, die Teufel oder Satan heißt und die ganze Welt verführt.

Der Drache wurde auf die Erde gestürzt, und mit ihm wurden seine Engel hinabgeworfen.

(Offenbarung, Kapitel 12, Vers 7-9)

Tagebucheintrag von Anna Konda am 2. Advent

Alle tun so, als wollten sie mich beschützen.

Aber wer ist eigentlich ehrlich zu mir? Wem kann ich trauen?

Ich spüre, wie durchlässig die Pforte zur Hölle inzwischen ist und das Böse sich mehr und mehr im Kloster zeigt.

Was, wenn der große Drache erwacht? Wird meine Kraft dann ausreichen?



Montag, 16. November

Er ist neben mir. Ganz dicht. Ich höre seinen Herzschlag. Und natürlich kann ich ihn riechen. Kalter Rauch kitzelt mich in der Nase und legt sich düster auf meine Zunge. Ich lasse meine Augen geschlossen, stelle mich schlafend und warte. Fast schüchtern spüre ich seine Lippen auf meiner Stirn.

Auch wenn die sachte Berührung meine Haut nur wie ein fallendes Blütenblatt streifte, traf mich seine Gegenwart wieder seelentief. Innerhalb eines Sekundenbruchteils saß ich senkrecht im Bett und schnappte nach Luft. Mein hellblauer Frotteeschlafanzug klebte nassgeschwitzt an mir. Mit einem Seufzer strich ich eine Haarsträhne aus dem Gesicht.

Seit meinem 17. Geburtstag quälte mich dieser Traum, der Nacht für Nacht ähnlich ablief. Wenn Leo mich so aufgewühlt sehen könnte, würde er bestimmt meine Vorliebe für Vampirromane dafür verantwortlich machen. Leo hasste die Blutsauger und hatte steif und fest behauptet, es gäbe sie wirklich. Ich las auf jeden Fall keine Vampirgeschichten mehr. Das war mir inzwischen zu

unheimlich. Einen Teufel zu vermissen, war Abenteuer genug.

Trotz meiner dicken Bettdecke fror ich. Vor einer Woche hatte die altersschwache Zentralheizung des Klosters den Geist aufgegeben und lief nur noch im absoluten Notbetrieb. Daher war es in meinem Zimmer frostig kalt. Am Morgen blühten sogar Eisblumenfelder an den Fensterscheiben. In der Dunkelheit tastete ich nach einem frischen Schlafanzug, zog mich in Rekordgeschwindigkeit um und kuschelte mich wieder ein.

Im Morgengrauen weckte mich ein dumpfer Schlag gegen mein Dachfenster. Augenblicke später durchschnitt ein kehliges Schrei die klösterliche Stille. Erschrocken sprang ich auf und öffnete das Fenster. Am Himmel wirbelte ein schwarzes Federknäuel durch die Luft. Zwei ineinander verkrallte Raben stürzten lautlos auf den Boden zu.

Von wegen eine Krähe hackt der anderen kein Auge aus, dachte ich und stieg auf meinen klapprigen Hocker. Worum es bei dem Streit wohl ging? Um Futter? Den besten Schlafplatz? Oder wollten sie herausfinden, wer von beiden stärker war? Ich beugte mich aus dem Fenster, konnte aber aus meiner Perspektive nicht erkennen, ob die Vögel sich vor dem Aufprall voneinander gelöst hatten, hoffte es aber. Den beiden würde eine von Herrn Lis Lektionen zu Emotionskontrolle und Gewaltvermeidung guttun. Er erklärte mir gebetsmühlenartig, wie gefährlich Wut sei. Wobei unser Koch, der gleichzeitig mein Kampfkunsttrainer war, sich gegenüber den Raben selbst nicht im Griff hatte. Seit sich die schwarzen Vögel im Herbst auf dem Klostergelände eingenistet hatten, führte er sogar einen erbitterten Privatkrieg gegen sie. Anfangs hatte er

versucht, sie mit glitzernden Gegenständen zu vertreiben. Inzwischen hatte er ein sogenanntes Knallschreckgerät installiert. Mich nervte das Ding, nur die Raben waren davon völlig unbeeindruckt. Sie saßen in den Ästen der kahlen Bäume, krächzten lauthals oder hüpfen auf Futtersuche über die Obstbaumwiese. Manchmal durchwühlten sie sogar die Abfalleimer auf dem Schulhof. Schlaue Tiere, sie wussten genau, wo etwas zu finden war.

Wegen der arktischen Kälte zog ich meinen Anorak über den Schlafanzug und setzte eine Wollmütze auf. So schlurfte ich in die Küche.

»Hast du diese verrückten Vögel gesehen?«, fragte ich meine Mutter, die mir eine Tasse Kräutertee in die Hand drückte. Wie jeden Tag hatte sie bereits um sechs Uhr mit den Schwestern das Morgengebet, die Laudes, in der Kapelle gebetet. Ihre Finger waren eiskalt.

»Ja, sie sind ein böses Omen.«

Ich verdrehte die Augen. »Was für ein Unsinn. Sie sind Teil der Natur. Das ist alles.«

Meine Mutter schüttelte den Kopf. »Sie bringen Unglück. Wenn ein Rabe ans Fenster klopft, bringt er den Tod.«

Sollte ich ihr erzählen, dass ich genau davon geweckt worden war? Ob ein Aufprall überhaupt als Klopfen zählte? Vermutlich fände sie es so oder so nicht witzig und würde in Tränen ausbrechen. Daher ließ ich es bleiben und schnappte mir einen selbstgebackenen Schokokeks und stellte mich damit ans Fenster. Dabei spürte ich den Blick meiner Mutter im Rücken. Sie ließ die ungesunde Wahl meines Frühstücks unkommentiert. Kein Rabe war zu sehen. Der novembergraue Ausblick war trostlos.

»Das ist Aberglaube«, stellte ich fest.

»Nein, das ist die Wahrheit. Raben sind gefährlich. Dein Vater wollte es auch nicht hören. Als Junge hat er sogar versucht, sie zu zähmen. Und jetzt ...«

Ich drehte mich zu meiner Mutter um, die mit den Tränen kämpfte. »Und was?«

Sie antwortete nicht und räumte stattdessen Geschirr aus der Spülmaschine in die Küchenschränke.

»Und was?«, wiederholte ich meine Frage.

»Ist er tot.«

Ich gab auf und fragte nicht weiter. Seit mein Vater vor drei Jahren in der Kirche zusammengebrochen war, hatte meine Mutter nicht nur ihr Lachen, sondern offensichtlich auch ihren Sinn für logische Zusammenhänge verloren. Unsere kurzen Gespräche endeten seitdem oft in einer Sackgasse. Dass mein Vater versucht hatte, Raben zu zähmen, war mir neu. Aber es passte zu ihm, dass er sich nicht von altem Aberglauben und ein paar schwarzen Vögeln hatte einschüchtern lassen. Wie sehr ich ihn vermisste.

»Ich habe nach dem Gebet Herrn Li getroffen«, wechselte meine Mutter das Thema, »und soll dir ausrichten, dass das Morgentraining ausfällt. Er trifft sich mit einem Handwerker.«

Na super! Dann hätte ich mich nach dem Rabenstreit wieder hinlegen können. Bei der Kälte war ich keine so begeisterte Frühaufsteherin wie der Rest der Klostertruppe. Wortlos verschwand ich mit der Teetasse und zwei weiteren Keksen in mein Zimmer. Dort schlüpfte ich schnell in meine Jeans und einen dicken Wollpulli. Hoffentlich konnte der Handwerker die Heizung reparieren, bevor wir in diesem Gemäuer in Kryoschlaf fielen. Ich packte meine Schultasche und putzte mir die

Zähne. Nicht einmal das Wasser aus dem Wasserhahn war warm. Ich spritzte mir ein paar Tropfen Eiswasser ins Gesicht und beendete damit meine Morgenwäsche.

Meine Mutter war bereits weg und spülte vermutlich gerade das Frühstücksgeschirr der Schwestern. Wieder einmal fragte ich mich, ob sie es bereute, dass sie mich als ihre Tochter großgezogen hatte. Seit ich im Sommer, kurz vor meinem 17. Geburtstag erfahren hatte, dass nicht sie, sondern ein Engel meine leibliche Mutter ist, hatte sich viel geändert. Zumindest in meinem Kopf. In unserer kleinen Dachgeschosswohnung hingegen lief alles weiter wie gewohnt. Meine Fragen oder Bemerkungen ignorierte sie. Damit war sie in diesem renovierungsbedürftigen Gemäuer nicht die Einzige. Gäbe es eine Weltmeisterschaft im Übersehen und Überhören von Fragen, fände man hier eine gut trainierte Mannschaft. Anders als meine Mutter hatten die Nonnen die Attacke des zornigen Engels in der Klosterkirche sogar live miterlebt und stellten sich genauso taub und stumm. Selbst meine Lieblingsschwester Clara tat so, als wäre nichts passiert. Ich wäre wirklich froh gewesen, wenn sich alle der Realität stellen würden, auch wenn sie alles andere als normal war.

Trotz Lis ausgewogenem Trainingsplan und regelmäßigen Meditationen war ich weit von meiner inneren Mitte entfernt. Für mein seelisches Gleichgewicht hätte ich mir gewünscht, einfach mit jemand über mein Anderssein sprechen zu können. Aber über meiner himmlischen Herkunft lag ihm Kloster ein bleischwerer Mantel des Schweigens. Und das war bestimmt nicht der einzige Mantel, der hier rumlag und ein Geheimnis verbarg.

Nachdem ich von Tod bringenden Vögeln geweckt worden

war und eine halbe Stunde Zeit zum Totschlagen hatte, beschloss ich, vor Schulbeginn auf dem Friedhof eine Kerze anzuzünden. Dann konnte ich mich auch vergewissern, dass die Raben den Absturz unbeschadet überstanden hatten. In der Kapelle nahm ich aus einem Karton neben der Tür eine rote Grabkerze und trat hinaus. Seit ich zurückdenken kann, hasste ich diesen Monat samt seiner trübseligen Feiertage. Allerheiligen (Halloween wurde im Kloster ignoriert), Allerseelen und der Totensonntag lagen bereits hinter uns. Aber immer noch bedeckte zäher Nebel die Welt wie ein feuchtes Leichtentuch.

Alles hatte seine Farbe verloren. Die meisten Pflanzen waren abgestorben oder versteckten ihre Lebendigkeit tief unter der Erde. Mir ging es ähnlich. In der dunklen Jahreszeit zog ich mich zurück und fiel in eine seelische Winterstarre.

Seit Tagen, gefühlt war es eine Ewigkeit, hatte ich die Sonne nicht mehr auf meinem Gesicht gespürt. Ich dachte an die längst vergangenen Sommertage, schloss die Augen und stellte mir den blühenden Garten der Schwestern vor, mit sonnenreifen Tomaten, duftendem Lavendel und natürlich mit unzähligen Zucchinipflanzen. Wie gerne wäre ich jetzt barfuß durch taunasses Gras gelaufen. Aber der Sommer war Erinnerung. Stattdessen knirschte unter meinen Füßen gefrorener Kies.

Wie aus dem Nichts schoss ein Rabe aus dem Nebel heraus und landete auf einem Grabkreuz.

»Na, du bist doch bestimmt einer dieser Kampfpiloten«, sagte ich zu dem Vogel.

Der Rabe flatterte ein paar Mal mit den Flügeln und faltete sie dann am Körper. Seine schwarzen Krallen umklammerten das Metall.

»Du hast es gut, deine Füße sind wahrscheinlich nie kalt.« Obwohl ich gefütterte Stiefel trug, waren meine Zehen Eiszapfen. Ich blickte mich um, ob irgendwo ein verletzter Rabe auf dem Boden lag. »Ich bin froh, dass euch nichts passiert ist. Ihr Raben solltet euch vertragen und zusammenhalten. Hier im Kloster habt ihr nicht nur Freunde.« Der Vogel flog zwei Kreuze weiter in Richtung Benediktas Grab und rief seinen Kollegen in den Bäumen ein munteres KRAKRA zu. »Du hast natürlich recht, alle Rabenvögel stehen unter Naturschutz.« Ich zögerte. »Auf mich trifft das übrigens nicht zu. Ich bin unnatürlich. Mich dürfte es eigentlich gar nicht geben.«

Alles, was ich über meine Herkunft wusste, hatte mir Leo erzählt. Meine wirkliche Mutter war ein unerfahrener Engel beim ersten Erdeinsatz. Sie unterstützte einen italienischen Priester beim Kampf gegen einen Dämon, verliebte sich und wurde schwanger. Ich wurde im Himmel geboren und kurz nach meiner Geburt von den Engeln abgeschoben.

»Ginge es nach denen da oben, sollte ich brav im Kloster bleiben. Aber das kommt nicht infrage. Nächstes Jahr bin ich mit der Schule fertig und ziehe aus.«

Der Vogel ließ mich nicht aus den Augen.

Komplett verrückt, dass ich einen Raben mit meiner Lebensgeschichte volltextete. Aber es gab Dinge, die wollte hier keiner hören und andere, die konnte ich niemandem sonst erzählen. Ich ging einen Schritt auf den Vogel zu und beugte mich zu ihm. Das Tier blieb regungslos sitzen, als wäre es eine Plastikattrappe. »Ich sag dir, was los ist, ich bin ein verdammt einsamer Halbengel mit Liebeskummer«, flüsterte ich.

Durchdringend starrte mich der Rabe an.

»Mein Freund ist auf der anderen Seite der Erde und sucht an australischen Stränden nach Freiheit und der perfekten Welle. Also, zumindest dachte ich mal, dass er mein Freund ist. Er scheint mich nicht sonderlich zu vermissen. Zwar schickt er mir fast täglich Fotos in Badehose mit oder ohne Surfbrett, aber er hat noch nicht mal einen Rückflug gebucht. Er bleibt, so lange sein Geld reicht und stürzt sich dort täglich in die Brandung. Wassertropfen glitzern dann in seinen Rastalocken und hübsche, sonnengebräunte Surferinnen strahlen neben ihm um die Wette.« Ich sonnte mich momentan allenfalls in Selbstmitleid. Meine Lebensfreude schwand mit jedem trüben Tag und ich hielt mich selbst kaum aus. Ein Blick aus dem Fenster oder in den Spiegel reichten, um meine Laune unter den Gefrierpunkt sinken zu lassen. Bei feuchtem Wetter sah ich wie ein explodierter Rauschgoldengel aus. Diesen Engelslook, den alle an mir liebten, ertrug ich im Moment nicht. Deshalb zog ich meine Haare durch ein Glätteisen oder flocht sie zu einem festen Zopf. »Und der andere kümmert sich um wichtige Angelegenheiten der Hölle.«

Obwohl mein Engelsanteil alles Dunkle mied, verstrich keine Stunde, in der ich nicht auch an Leo dachte. Obwohl er mir weder Fotos noch sonst irgendwelche Nachrichten schickte, war er mir immer nah. Was hier im Kloster unmöglich war, denn er war ein Angestellter Luzifers. Meine Sehnsucht spielte mir einen Streich. Die geweihten Mauern schirmten mich nämlich nicht nur vor Handystrahlen (Im Kloster hatte man nur in der Küche und im Kreuzgang Empfang), sondern auch vor den Einflüssen des Bösen ab. Das hatte mir sogar Luzifer bestätigt, als er mich nach der Attacke eines zornigen Engels geheilt hatte.

Leo hatte mir zum Abschied ein Lederarmband mit einem silbernen Apfelanhänger geschenkt und mir versichert, ich könnte ihn damit sogar ins Kloster rufen. Das hatte ich mich bisher aus Rücksicht auf die Nonnen nicht getraut. Wegen meiner unnatürlichen Sehnsucht durfte ich sie nicht in Gefahr bringen. Trotzdem legte ich das Armband nie ab und trug es sogar im Schlaf.

»Die zwei sind völlig unterschiedlich, so wie Feuer und Wasser«, erklärte ich dem Vogel, der mich weiterhin nicht aus den Augen ließ. »Aber beide haben mir ein Stück meines Herzens gestohlen und das ist davon nicht leichter, sondern unendlich schwer geworden.«

Es tat gut, meine Gefühle auszusprechen. Der Rabe war ein geduldiger Zuhörer. »Sogar meine beste Freundin hat Besseres zu tun«, jammerte ich weiter. Muriel sah ich zwar regelmäßig in der Schule. Jede freie Minute verbrachte sie jedoch mit ihrem Freund Tim. In den Sommerferien waren sie sogar zusammen in Italien gewesen. Ich war wie immer daheim geblieben und hatte nicht im Meer, sondern in Trübsal gebadet.

»Niemand vermisst mich«, klärte ich den Vogel auf, der plötzlich den Kopf drehte und nervös flatterte. In diesem Moment spürte ich es auch. Obwohl noch keine Schritte zu hören waren, wussten wir beide, dass Li sich näherte. Die Abneigung schien auf Gegenseitigkeit zu beruhen.

»Das Sichtbare wird überbewertet. Du wirst es nicht glauben, aber das sagt ausgerechnet Meister Li. Ich möchte wirklich wissen, warum er euch nicht mag.«

Jetzt konnte ich meinen Kampfkunstlehrer hören. Seine Schritte waren eilig. Kurz darauf sah ich ihn auf der anderen Seite des kleinen Friedhofes an der Mauer entlanglaufen.

»Guten Morgen«, rief ich ihm zu.

Der Rabe flog weg. Kaum merklich zuckte Li zusammen. Mit einem knappen Nicken erwiderte er meinen Gruß und lief weiter. Über seine graue Arbeitsbekleidung, hochgeschlossenes Oberteil, Hose und kneihoch gewickelte Stoffgamaschen, hatte er eine dicke schwarze Steppjacke gezogen.

Seit ich ein Kind war, trainierten wir zweimal täglich. Aber in den letzten Tagen hatte er mehrmals abgesagt. War ich ihm zu träge? Im Moment fiel mir wirklich alles schwer. Schnelle Bewegungen, langsame, Konzentration oder Stille. Von den Schultagen gar nicht zu reden. Dieses Problem hatte ich jedoch jeden Winter und Li hatte dafür immer Verständnis gezeigt. Wahrscheinlich hatte er einfach zu viel um die Ohren. Die kaputte Heizung, die Einkäufe, die Küche. Ich musste ihn unbedingt mehr unterstützen.

Aber da war noch etwas anderes. Ich konzentrierte mich auf seine Aura und konnte sein Unbehagen fühlen. Er wollte mir aus dem Weg gehen und hatte nicht damit gerechnet, mich hier zu treffen. Normalerweise besuchte ich Schwester Benedikta erst am Nachmittag.

Ich blickte ihm nach. Er trug einen langen Gegenstand an der mir abgewandten Seite. Der Langstock war seine Lieblingswaffe. Ich kniff die Augen zusammen. Das war kein Stock, das war ein Schwert. Genauer gesagt ein leicht gebogenes Samurai-Schwert, das ich noch nie zuvor gesehen hatte.

Um unsere Heizung konnte es bei dem wichtigen Termin also nicht gehen. Der schwarze Lack der Schwertscheide glänzte und war mit goldenen Ornamenten verziert.

Schnell verschwand er durch die Kapellentüre. Li hatte mir viel beigebracht: Qi Gong, Tai-Chi, waffenlose

Selbstverteidigung, den Umgang mit Lang- und Kurzstock, Pfeil und Bogen, Säbeln oder Messern. Aber nie mit einem Samurai-Schwert.

Trainierte er ohne mich? Allein? Oder hatte er einen neuen Schüler gefunden?

Der Gedanke versetzte mir einen dumpfen Schmerz in der Magengegend und ich fühlte mich noch ein Stück verlassener. Wie Li es mich gelehrt hatte, atmete ich die Enttäuschung aus, um mich nicht von meinen Gefühlen ablenken zu lassen. Leider gehörte Emotionskontrolle nicht gerade zu meinen Stärken und in den letzten Wochen hatte ich mich widerstandslos treiben lassen. Der Anblick des Samurai-Schwertes war jedoch ein regelrechter Schock. Was ging hier vor? Mechanisch setzte ich einen Fuß vor den anderen. Ich sammelte mich mit jedem Schritt und horchte auf das Unsichtbare. Meine Eindrücke waren verworren. Deutlich konnte ich Lis Unsicherheit fühlen, fast war es Angst. Sie war gemischt mit der Erinnerung des Ortes, der Trauer um die Toten und meinen eigenen Gefühlen, Leos Nähe und Elias' Fehlen. Dazwischen waberte wie Nebel eine diffuse Anspannung. Die Wahrnehmung entzog sich mir, sobald ich glaubte, sie fassen zu können. Ich blieb blind. Langsam ließ ich los und lockerte meine Muskeln.

Herr Li war im Kloster aufgetaucht, als ich noch ein Säugling war und hatte meine menschlichen und übermenschlichen Fähigkeiten trainiert. Welches Ziel verfolgte er jetzt? Was war wichtiger als mein Unterricht? Gab es eine Gefahr, die ich nicht wahrnahm?

Ich schlängelte mich weiter durch die Grabreihen und murmelte zur Beruhigung die Namen der längst Verstorbenen vor mich hin. Neben den Mönchen, die das

Kloster über Jahrhunderte bis zur Säkularisation bewirtschaftet hatten, lagen vereinzelt Nonnen begraben. Sie waren vor ungefähr einhundert Jahren in das Gebäude eingezogen und hatten eine Frauengemeinschaft aufgebaut. Da war die glänzende Vergangenheit des reichen Klosters schon längst Geschichte. Manche Namen waren kaum lesbar. Regen, Schnee und Sonnenschein hatten die Schriften auf dem schwarzen Blech fast vollständig ausgelöscht.

Schwester Theresa M. Zettler 1897-1961, Pater Nodbert, gestorben 1407, Schwester Faustina M. Mühlgram 1943-2001, Bruder Ulrich Brun 1623-1659, las ich im Vorübergehen.

Was für ein Durcheinander! Mein offizieller Vater Vaclav Konda hatte hier kein Grab. Er war in seiner tschechischen Heimat beerdigt worden.

Der Rabe landete vor mir.

»Ich hab nichts für dich. Tut mir leid. Nächstes Mal bringe ich was mit.«

Lautlos ließ sich ein zweiter Rabe von einem Ast gleiten und landete auf einem verwitterten Grabkreuz. Mit dem Schnabel pickte er gegen die Namenstafel.

»Dir bringe ich natürlich auch was mit«, erweiterte ich mein Angebot. Eigentlich durfte ich sie nicht füttern. Li hatte strikte Anweisungen zur Krähenbekämpfung erlassen.

Ich hielt inne, ging vor dem Kreuz in die Hocke und las den Namen des ehemaligen Mönches Gabriel Kondrauer. Über dem Namen war das Zeichen eingeritzt, das mir Luzifer kurz vor seinem Verschwinden auf einer Bodenplatte der Kirche gezeigt hatte. Es waren zwei aneinander gereihte, steile Bögen, wie die Schreibübung

eines Schulanfängers. Ich berührte den Kratzer mit meinem Zeigefinger und zog ihn erschrocken zurück. Es fühlte sich an, als wäre ein Stromschlag durch meinen Körper gezuckt. Beim zweiten Versuch war die Reaktion weniger elektrisierend. Langsam fuhr ich die Bögen nach und spürte, wie die Linie sich unter meinen Fingerspitzen erwärmte. Sie begann in dem eiskalten Metall zu glühen. Woher kam die Hitze? Warum hatte ich das Zeichen bisher übersehen? So wie ich es auch bis zur Begegnung mit Luzifer in der Kirche ignoriert hatte und der markierten Bodenfliese instinkтив aus dem Weg gegangen war?

Ich konnte mich nicht erinnern, jemals meinen Fuß darauf gesetzt zu haben. Die Nähe zur Krypta mied ich, seit ich denken konnte.

Während der Sommerferien hatte ich bei der Renovierung der Klosterkirche mitgeholfen und hatte mich dem Zeichen einmal testweise genähert. Von ihm ging ein deutliches hochfrequentes Vibrieren aus. Aufgereggt. Gierig. Es war ganz anders als das dumpfe Klopfen und der dunkle Sog, der aus der Krypta nach oben drängte.

Ich stand auf. Sollte ich so tun, als hätte ich es nicht gesehen? Aber würde ich mich damit nicht genau so verhalten wie die Nonnen und meine Mutter? Nur keine Fragen stellen und alles hinnehmen.

Nachdenklich drehte ich den silbernen Apfelanhänger zwischen meinen Fingern und starrte auf das Grabkreuz. So viel in meinem Leben war verworren. Antworten hatte mir bisher nur der Teufel gegeben. Mein Blick fiel auf die beiden Raben, die sich mit gesträubten Federn kampflustig musterten und redete mir ein, dass auch für mich Angriff die beste Verteidigung sei. Auf jeden Fall war Mut besser als die ständige Angst, einen Fehler zu machen.

Die schwarzen Vögel belauerten sich. Keiner wollte den ersten Schritt machen. Aber *ich* würde es tun. Ich musste aufhören, den Kopf in den Sand zu stecken, sonst würde mich die Last der Geheimnisse irgendwann erdrücken. Jeden Nachmittag, wenn ich an Schwester Benediktas Grab eine Kerze anzündete, schwor ich mir, dass ich meine kleine verrückte Familie, die alten Nonnen, meine Mutter, Herrn Li und die ehrwürdigen Klostermauern nie mehr in Gefahr bringen und stattdessen vor allem Bösen beschützen würde. Aber das konnte ich nur, wenn ich meine Trägheit überwand und endlich die Rätsel dieses Ortes und meiner Herkunft löste.

Die Gebete der Schwestern verriegelten zwar einigermaßen erfolgreich den Zugang zur Unterwelt, über dem Menschen vor über 1000 Jahren dieses Kloster gebaut hatten. Aber was, wenn irgendetwas oder irgendwer diesen uralten Schutzwall schwächte? Wenn er Risse bekam und durchlässig wurde? Vermutlich war ich nicht nur ein Teil, sondern eher die Ursache dieses Problems und darum lag es auch an mir, die Sache in den Griff zu bekommen. Schließlich hatte meine Existenz Luzifers Aufmerksamkeit auf das Kloster gelenkt. Ich musste herausfinden, was dieses Zeichen bedeutete.

»Ich nehme die Herausforderung an«, sagte ich mit fester Stimme und hoffte, dass dieser Satz bis in den hintersten Winkel der Hölle zu hören war. Meine Entschlossenheit erfüllte mich mit großer Ruhe. Alles hing zusammen, nur verstand ich es nicht. Noch nicht. Ab jetzt würde ich die Augen weit aufmachen und all meine Sinne einsetzen. Irdisch wie überirdisch. Bis ich Leo traf, hatte ich mich für normal und einigermaßen durchschnittlich gehalten. Weder Herr Li noch die Schwestern hatten jemals ein Aufheben

darum gemacht, dass ich Auren sah, oft Gedanken lesen oder manchmal sogar Menschen manipulieren konnte. Letzteres hatte mir Li natürlich streng verboten. Leo war erstaunt gewesen, wie gut meine mentalen Fähigkeiten entwickelt waren. Das bedeutete aber auch, dass ich sie noch verbessern konnte. »Da ist noch Luft nach oben«, teilte ich den beiden Raben mit und musste lachen. Für Vögel war das selbstverständlich.

Die Kirchturmuhr schlug.

Erst einmal musste ich mich jedoch beeilen, um nicht zu spät zur Schule zu kommen. Ich steckte die Kerze in meine Anoraktasche. Ich würde sie nach dem Unterricht anzünden.

Plötzlich zischte es hinter meinem Rücken, als würde gleich ein Feuerwerkskörper in die Luft fliegen. Hatte ich mit der Berührung des Zeichens eine Kreatur aus der Hölle angelockt? Ich atmete tief ein. Dann drehte ich mich mit einem Ruck um und hätte mit jeder teuflischen Gestalt gerechnet. Einem widerlichen Dämon, gestaltloser Dunkelheit oder Leo oder sogar Luzifer selbst. Stattdessen loderte auf Gabriel Kondrauers Grab eine weiße Lichtsäule und bewegte sich schnell auf mich zu. Ein Engel? Ich konnte eine ähnliche Aura wahrnehmen wie damals in der Kirche. Überrascht wich ich zurück, hielt mir geblendet eine Hand vor die Augen und versuchte, in dem übernatürlichen Strahlen einen Gegner zu erkennen. Aber ich konnte nichts sehen. Dafür würde mich das Licht jeden Moment verschlingen. Meine Gedanken überschlugen sich. Die Säule stoppte wenige Zentimeter vor meiner Nasenspitze. Langsam streckte ich meine Hand nach ihr aus. Vielleicht war dieses Licht gar nicht mein Gegner, sondern es würde sich mit mir gegen Luzifer verbünden.

Licht war meinem Wesen schließlich näher als die Dunkelheit. Bot mir der Himmel vielleicht gerade seine Unterstützung an?

Bevor meine Fingerspitzen die Oberfläche berührten konnten, schoss ein Rabe über meine Schulter und flog mitten in das tosende Strahlen hinein. Ich machte unwillkürlich einen Schritt zurück und stolperte über eine Grabeinfassung.

Als ich wieder aufsah, war das Licht erloschen und die Säule verwandelte sich in schwarzen Rauch.

Leo!, war mein erster Gedanke. Aber dann spürte ich die Feindseligkeit, die mir entgegenschlug. Ein kräftiger Windstoß blies den leichten Brandgeruch und den Rauch auseinander und beendete den Spuk.

Was war das gewesen? Welche Kräfte waren hier am Werk? Himmel und Hölle? Auf welcher Seite hatte Gabriel Kondrauer gestanden? Eines war sicher, Luzifers Macht nahm innerhalb des Klosters zu und er zeigte es mir deutlich. Wie sonst hätte das Zeichen glühen können? Aber nicht nur *sein* Einfluss wurde stärker. Das helle Licht machte mir Mut – vielleicht war ich doch nicht allein und bekam himmlischen Beistand. Endlich.

Lautes Krächzen riss mich aus meinen Gedanken. Schon wieder stürzten sich zwei Raben in der Luft aufeinander und landeten unter hektischem Flügelschlagen auf dem gefrorenen Kies. Am Boden attackierten sie sich mit Schnäbeln und Krallen. Kleine, schwarze Federn schwebten in der Luft.

Muriel machte große Augen, als ich im Laufschritt um die Ecke bog. Sie lehnte gerade ihr Fahrrad an die Steinfigur des heiligen Antonius. Würde es geklaut werden, würde sie

den Heiligen persönlich für mangelnden Diebstahlschutz verantwortlich machen.

»Hi, Muriel«, rief ich ihr zu.

Meine Freundin musterte mich schweigend, was bei ihr ziemlich unheimlich wirkte. Normalerweise hat sie das erste und letzte Wort und auch die Worte dazwischen.

»Es muss ein Wunder geschehen sein. Du bewegst dich schneller als eine Schnecke und erinnerst dich an meinen Namen. Und vor allem - du lächelst«, staunte sie. »Woher kommt dein plötzlicher Energieschub? Bestimmt nicht von deiner Apfeldiät. Was ist passiert? Sag mir die Wahrheit, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit.«

Ich zuckte mit den Schultern. »Nichts«, antwortete ich einsilbig. Ich konnte ihr nicht erzählen, dass ich auf einem Grabkreuz das Teufelszeichen entdeckt und dessen Aura gespürt hatte, dass mich eine Lichtsäule verschlingen wollte und dass Herr Li mit einem Samurai-Schwert das Kloster verlassen hatte und ich herausfinden würde, warum er das tat und vor allem, wovor er sich fürchtete.

»Und das soll ich dir glauben? Seit Wochen schleichst du wie ein Zombie herum mit leerem Blick und Sabber im Gesicht.« Muriel verfiel in ihren Zombie-Walk und zog sich ihre geringelte Strickmütze über die Augen. Ich nahm sie ihr vorsichtshalber vom Kopf, damit sie auf den Treppenstufen nicht stürzte. »Du funktionierst in der Schule wie ein Roboter, lachst nicht über meine genialen Witze, willst meine Bücher nicht lesen, weil du davon nicht schlafen kannst, bist blass und wirst immer dünner. Du bist im Winter immer gaga, aber so schlimm war es wirklich noch nie. Und dann kommst du eines nebligen Novembermorgens frisch und munter mit strahlenden Augen und glühenden Wangen um die Ecke gejoggt und

bist durch NICHTS verwandelt.«

Vielleicht sollte ich Muriel doch alles erzählen. Schließlich war sie meine beste Freundin. Eine Geschichte über Schwerter, geheimnisvolle Zeichen, Engel und Teufel würde ihr bestimmt gefallen. Aber sie würde mir kein Wort glauben und das war gut so. Dass ich ein Halbengel bin, hatte ich ihr bisher bewusst verschwiegen. Ich hatte Angst, dass sich unsere Freundschaft dadurch verändern würde und ich mochte Muriel genauso, wie sie war. Ihre unbekümmerte Art erdete mich.

»Deine neue Frisur gefällt mir«, lenkte ich ab. Seit Muriel mit Tim zusammen war, hatte sie ihre Haare wachsen lassen. Sie reichten ihr inzwischen bis zum Kinn. Früher hatte sie sie selbst mit der Schere kurz geschnitten.

Muriel schüttelte langsam den Kopf. »Das kann ich bei dir nicht behaupten. Aber wenn es dir jetzt besser geht, warum auch immer, kannst du mit dem Glätten aufhören. Das macht auf Dauer die Haare kaputt. Ich würde für deine Locken wirklich alles geben.«

Wir standen vor dem Klassenzimmer. Muriel griff nach meinem Oberarm. »Jetzt dämmert's mir. Hat Elias, der Verräter, dich vielleicht angerufen oder dir geschrieben?«, fragte sie streng und schlug sich im nächsten Moment die Hand vor den Mund.

Ungläublich schüttelte ich den Kopf, dann spürte ich, wie mein Herz einen kleinen Sprung machte. »Er kommt zurück?«

Muriel zuckte mit den Schultern. »So viel zu Überraschungen und dass alle glauben, dass ich nicht dichthalten würde. Von mir weißt du nichts. Ich bin verschwiegen wie ein Grab.«

Es gongte und wir setzten uns auf unsere Plätze.

Frau Schöll, unsere Englischlehrerin, stürmte ins Klassenzimmer. »Good morning, students. We start with a prayer. In English, please.«

Wir standen auf.

»Wann?«, fragte ich leise.

»On Wednesday«, antwortete Muriel mit einem breiten Grinsen.

Das war schon übermorgen.

Nach Unterrichtsende kehrte ich zum Friedhof zurück. Während der Mathestunde hatte ich mir überlegt, wie ich bei meinen Nachforschungen vorgehen würde. Fragen über Fragen wirbelten durch mein Hirn.

Als Erstes würde ich Clara nach dem Zeichen fragen. Sie kannte sich mit der Geschichte des Klosters aus und kümmerte sich um die Kunstschatze. Von Zeit zu Zeit frischte sie sogar verblassende Inschriften mit weißer Farbe auf. Vielleicht war ihr das Symbol mit dem Doppelbogen schon einmal aufgefallen. Das Zeichen war, im Gegensatz zu den Buchstaben auf dem Grabkreuz, gut zu erkennen. Wann mochte Bruder Gabriel hier gelebt haben? Hatte einer seiner Mitbrüder das Zeichen ins Metall geritzt oder war es später angebracht worden? Warum hatte der Teufel es mir im Sommer gezeigt?

Danach würde ich Li fragen, warum er vor 17 Jahren ins Kloster gekommen war. Hatte ihn jemand eingeladen?

Aus Clara könnte ich wahrscheinlich ein paar Informationen herauskitzeln. Bei Herrn Li war es komplizierter. Kommunikation lief mit ihm indirekt ab. Er unterrichtete nach dem Prinzip Lernen durch Beobachten. In seinen Augen reichte es nicht, Dinge mit dem Kopf zu verstehen, ein Schüler musste sie körperlich

verinnerlichen. Fragen wichen er instinktiv aus.

Auf dem Kirchendach hatte sich eine Krähengroßfamilie aufgereiht und unterhielt sich lautstark krächzend. Menschen beobachten schien ein Krähenhobby zu sein. Die Welt war immer noch müde und viel zu kalt. Aber mir ging es besser. Ich wunderte mich selbst über die zurückkehrende Energie.

Am Grab Benedikta angekommen, holte ich die Kerze und eine Packung Streichhölzer aus meiner Tasche. Mit klammern Fingern bewegte ich das rote Zündholzköpfchen über die Reibfläche. Doch das Zündholz erlosch, ehe sich eine Flamme entwickeln konnte.

Ich riss das nächste Hölzchen ab, das sich weich und feucht anfühlte. Beim Zündversuch brach es entzwei. Leo hätte einfach geschnippt und zwischen seinen Fingern hätten Flammen getanzt.

»Komm, ich gebe dir Feuer, Anna«, bot eine vertraute Stimme an.

Perplex drehte ich mich um. Ich hatte nicht gehört, dass sich mir jemand genähert hatte und fühlte mich bei meinen Gedanken an Leo ertappt. So viel zu meiner gesteigerten Aufmerksamkeit. Allein der Gedanke an Leo blockierte meine Wahrnehmungsfähigkeit. Daran musste ich wirklich arbeiten.

Schwester Clara streckte mir lächelnd ein orangefarbiges Plastikfeuerzeug entgegen. In der farblosen Umgebung war sie mit ihrer schwarz-weißen Ordenstracht bestens getarnt. Außerdem machten ihre praktischen, gummibesohlten Schuhe kaum Lärm beim Gehen. Sie trug übrigens Sandalen (!), aber immerhin auch dicke weiße Wollsocken. Nur das orange Feuerzeug störte die perfekte Anpassung an ihre Umwelt.

»Danke«, antwortete ich knapp.

Eigentlich kam sie wie gerufen, trotzdem war ich vom Versagen meines Frühwarnsystems genervt. Ich hielt ihr die Kerze hin und wartete, bis der Docht Feuer gefangen hatte. Claras rechte Hand zitterte ein wenig und sie nahm die linke stabilisierend dazu. Ihre linke Hand, die der fanatische Engel im Sommer abgehackt hatte, war immer noch zarter und blasser als ihre gesunde Hand. Eigentlich hatte der Engel vorgehabt, *mich* zu töten, weil er der Meinung war, ich würde das göttliche Gleichgewicht stören. Die offizielle Version war, dass Schwester Clara sich ihre Hand in einer landwirtschaftlichen Maschine abgetrennt hatte. Die Ärzte hatten sie wieder angenäht.

»Wenigstens ein kleines Licht«, stellte ich fest und plazierte die Kerze auf dem kahlen Grab.

»Du kannst nichts dafür, Anna.« Clara hakte sich bei mir unter. »Ihr Tod hat nichts mit dir zu tun.«

Das sah ich anders. Gemeinsam schauten wir dem Flämmchen zu, wie es gegen das winterliche Zwielicht ankämpfte.

»Blödsinn. Das Höllentor in der Krypta ist nur wegen mir geöffnet worden«, widersprach ich. Ich hatte genug davon, Dinge schönzureden oder totzuschweigen.

Clara warf mir einen erstaunten Blick zu und bekreuzigte sich. Dann starrten wir Seite an Seite auf das Grab. Der einzige jämmerliche Schmuck war ein kahler Rosenstock. Am liebsten hätte ich das dornige Gestrüpp gepackt und herausgerissen. Ich war wütend, nahm mich aber zusammen und beschloss, im Frühling ein kleines Buchsbäumchen zu pflanzen. Buchs ist immergrün und auch im Winter ein Zeichen des Lebens.

Clara drückte meinen Arm. »Wir alle müssen uns

entscheiden, wie weit wir gehen und wie viel Dunkelheit wir uns zutrauen. Manchmal überschätzt man seine Fähigkeiten, Anna.«

War das eine Warnung? Ich war gespannt, wie Clara fortfahren würde.

»Benedikta hat sich selbst dazu entschlossen, einen Blick hinter die Türe zu werfen. Ihr Herz konnte die Dunkelheit nicht ertragen. Aber jetzt ist unsere liebe Schwester im Licht. Da bin ich mir sicher. Denn wer an Jesus Christus glaubt, hat das ewige Leben. Grabkerzen trösten die Lebenden, die Toten brauchen sie nicht mehr.«

»Was weißt du von der Hölle?«, kehrte ich zum Thema zurück.

Clara zögerte. »Ach, Anna. Finsternis umgibt uns, genauso wie Licht. Wir alle haben eine dunkle Seite und müssen damit leben.« Sie lächelte mich liebevoll an. »Du bist anders. Deine Seele meidet die Dunkelheit.«

»Warum kennst du dich so gut mit meiner Seele aus?«, fragte ich aggressiver, als ich eigentlich beabsichtigt hatte.

Claras Blick war ehrlich erstaunt. »Ich kenne dich seit dem ersten Tag.« Sie begann zu beten und würgte damit das Gespräch ab. Aber so einfach würde sie mich heute nicht loswerden. Ich wartete und wickelte mich in meinen Daunenanorak. Clara hingegen trug nur eine schwarze Strickjacke über ihrem Ordenskleid, betete aber ausdauernd.

»Amen«, sagte sie endlich und gab auf.

Ich deutete auf das benachbarte Grab von Gabriel Kondrauer. »Kennst du das Zeichen über dem Namen?«

Clara musterte die Bögen. »Nein, das ist mir noch nie aufgefallen. Das muss neu sein.« Sie beugte sich vor und setzte ihre Nahbrille auf, die an einem Kettchen um ihren

Hals hing. »Vielleicht ist der Kratzer während des Gerüstaufbaus entstanden. Mit einer langen Stange kann man schon mal irgendwo gegen stoßen.«

Das bezweifelte ich. Warum sollte Baumaterial über den Friedhof getragen worden sein? Das wäre viel umständlicher gewesen, als es durch das breite Hauptportal in die Kirche zu bringen.

»Ist dir das Zeichen schon mal an einer anderen Stelle aufgefallen?«, bohrte ich weiter.

Clara schüttelte den Kopf.

»Und sagt dir der Name Gabriel Kondrauer etwas?« Aufmerksam beobachtete ich Schwester Clara.

»Nein.«

Es war nur eine kleine Veränderung in ihrer Stimme. Aber es war egal, ob sie eine Silbe oder einen langen Satz gesagt hätte. Es war eindeutig: Clara log.

»Lass uns reingehen, bevor du dir eine Erkältung holst. Du zitterst ja schon.« Sie legte ihren linken Arm um meine Schulter und zog mich an sich. »Wenn du magst, kannst du mir eine Apfelkiste in die Küche tragen. Ich habe mal wieder zu viele Äpfel eingepackt und jetzt ist sie mir zu schwer. Als ich dich hier stehen sah, habe ich sie an der Mauer abgestellt. Herr Li wartet in der Küche. Wir sollten uns beeilen, sonst wird das nichts mit unserem pünktlichen Abendessen.«

»Das dürfen wir nicht riskieren«, antwortete ich und ging auf ihren Ablenkungsversuch ein.

Clara nickte erleichtert und rieb sich demonstrativ die Hände. Ich schaute ihr nach, wie sie mit wehendem Schleier über den Friedhof lief. Plötzlich war ihr kalt geworden.

Mein Mittagessen hatte heute nur aus einer trockenen